Veränderungen

Autor(en): **Bloch, Peter André**

Objekttyp: **Preface**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **45 (1987)**

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

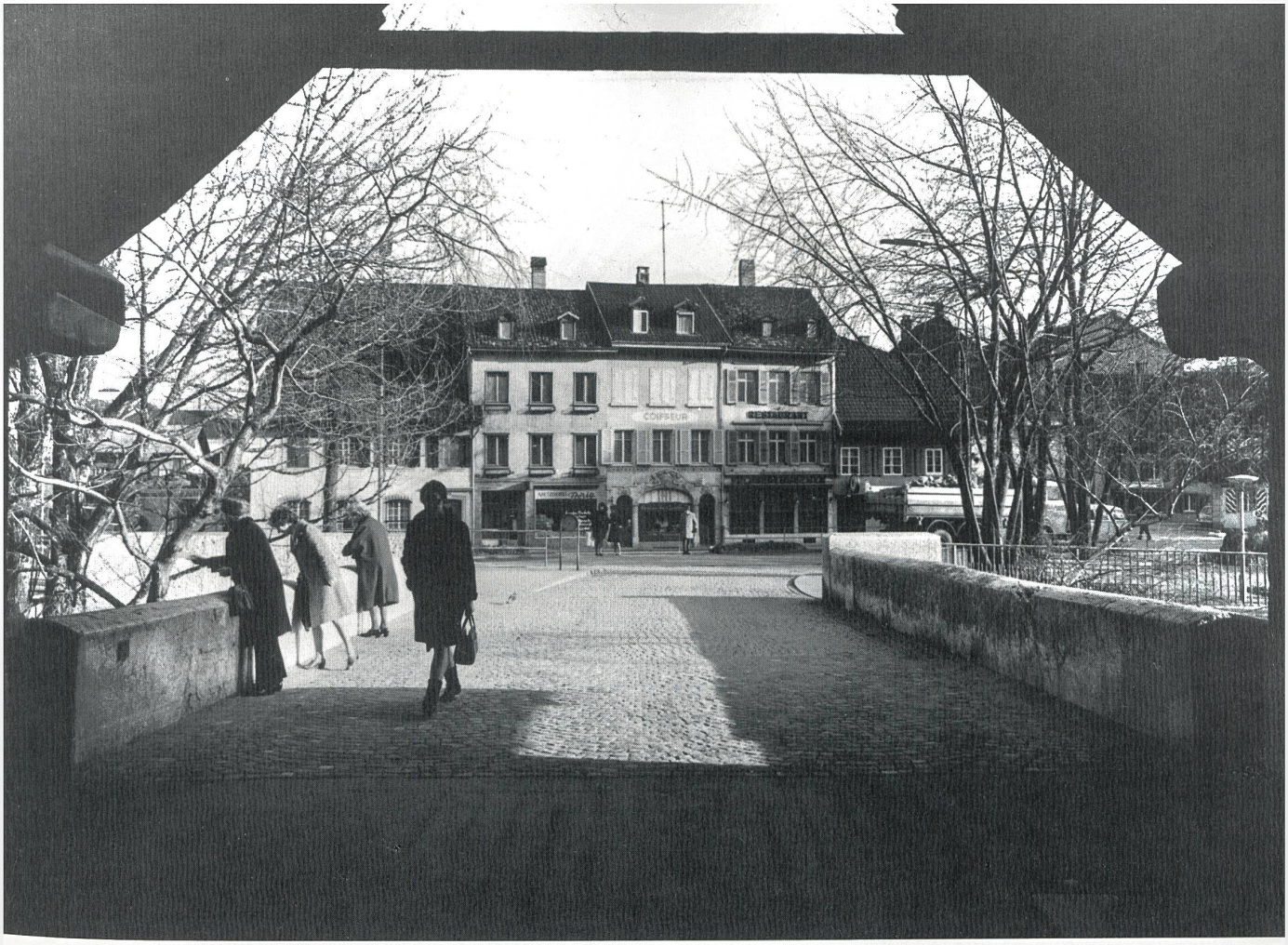
Veränderungen

Unser ganzes Leben steht im Zeichen der Veränderung. Wir wissen, dass sich alles wandelt und dass wir endlich sind, weil wir an Raum und Zeit teilhaben. Alles sei im Fluss, nichts fest, sagten schon die griechischen Vorsokratiker, ihre Lebensphilosophie daraus ableitend. *Tempora mutantur, nos et mutamur in illis,* formulierten die Römer: Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns mit ihnen. Unzählig sind die Beispiele in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst, die sich mit der Tragik menschlicher Veränderbarkeit und Begrenztheit auseinandersetzen. Im Zeitalter des Barocks galt die Unbeständigkeit des Glücks als die Grunderfahrung menschlicher Existenz überhaupt. In vergeblicher Sehnsucht nach dem verweilenden Augenblick möchte Goethes Faust die Zeit an sich überwinden. «Vergänglichkeit» heisst Johann Peter Hebels schönstes Gedicht in alemannischer Sprache. Und ist nicht Franz Kafkas Erzählung «Die Verwandlung» in ihrer entsetzlichen Sinnbildlichkeit und absurden Paradoxie eines der berühmtesten Werke des 20. Jahrhunderts?

Jedes denkende Wesen hat sich mit der Frage seiner Endlichkeit zu befassen, mit den Veränderungen des eigenen Lebenslaufs auf ein Ende zu. Und je nach Erziehung und Einstellung lauten die Antworten anders: Die einen wollen ganz im Moment aufgehen, andere leben konsequent auf ein Ewiges hin, wie immer sie dieses auch nennen: Vollkommenheit, Paradies, Gott. Andere möchten das Glück auf Erden für alle realisieren, indem sie an eine gesellschaftliche Vollendung glauben; wieder andere streben ganz nach eigener Selbstverwirklichung – künstlerischer, denkerischer, sozialer Art – oder nach rein quantitativer Anhäufung von Reichtum und Besitz oder reiner Macht. Während die einen ganz in Glück aufzugehen versuchen und darin den Sinn jeden Fortschritts sehen, verzweifeln andere an den Unvollkommenheiten menschlicher Voraussetzungen, am Sinn des Lebens.

Die Zeiten geschlossener Weltbilder sind vorbei; ein jeder muss eigene Prioritäten setzen, um vor sich selber zu bestehen. Möglicherweise haben wir sogar teil an all den genannten Lebenseinstellungen und leiden an der eigenen Widersprüchlichkeit, an der inneren Unsicherheit und Inkonsequenz, uns für eine bestimmte Denk- und Lebensform zu entscheiden. Wir glauben an den Fortschritt und verurteilen seine Auswirkungen; wir setzen uns für eine sozialere Gesellschaft ein und denken doch an den eigenen Vorteil; unsere Religiosität ist vielleicht kirchlich noch aufgehoben, aber wir fühlen uns in vielen Nöten und Fragen allein gelassen; wir sind wohl Mitglied einer politischen Partei, können uns aber doch oft nicht mit deren Vertretern und Parolen identifizieren. Das heisst: wir merken, dass unsere Gesellschaft vor allem formal funktioniert und dass es mit den Inhalten und sogenannten Werten nicht mehr so ganz stimmt. Vieles hat sich gewandelt, wir sind vielleicht auch kritischer, anspruchsvoller geworden. Wir hinterfragen unsere Gesellschaftsstrukturen und wissen, dass diese interpretierbar und veränderlich, leider auch ausnützbar sind. Was ist wichtiger – das eigene Interesse oder das allgemeine Wohl? Diese Frage lässt sich im Theoretischen leicht beantworten, in der Praxis wird es schwieriger, weil sich bei einem Interessenkonflikt doch jeder meist selbst der Nächste ist.

Spätestens seit Tschernobyl ist uns allen klargeworden, dass wir in Zusammenhängen leben, die sich unserem Einfluss entziehen. Wir können unseren kleinen Garten noch so sehr pflegen, sein Gedeihen hängt – selbst in Friedenszeiten! – von Instanzen ab, die von uns unabhängig sind. Wer ist für wen verantwortlich? Warum baut man Kernkraftwerke oder andere unbeliebte Industrien mit Vorliebe an die Gemeinde-, Kantons- oder Landesgrenze? Setzte sich früher eine Gemeinde zusammen mit der ganzen Region für gemeinsame Verbesserungen ein, um beispielsweise einen Fluss zu korrigieren, einen Landstrich zu entwässern oder die Verkehrswege zu sanieren, so ist dies heute fast unmöglich geworden, weil jede Verbesserung für den einen auf Kosten eines andern geht, der sich sofort zu wehren beginnt. Zu viele natürliche Freiräume sind bereits zubetoniert, zu gross sind die Lärmimmissionen und zu beunruhigend die Luftverschmutzung! Man ist misstrauisch, ängstlich geworden. Alles ruft nach einer Wende, aber wo beginnen? Bei den Kläranlagen sind erste Zeichen gesetzt worden, und man spricht von absolut


COIFFEUR
RESTAURANT

zuverlässigen Sicherheitssystemen, aber zu oft hört man noch von «Pannen», «menschlichem Versagen» in dieser unserer übertechnisierten Welt, die eben – bei allen Vorteilen des Wohlstandes, die sie uns bietet – ihren Preis fordert.

Es gibt Veränderungen, die unaufhaltbar sind. Wenn wir unser Stadtbild betrachten, stellen wir eine funktionelle Anpassung an die jeweiligen gesellschaftlichen Umstrukturierungen fest. Den Bauernhöfen folgten die Häuser des Kleingewerbes, den Einfamilienhäuschen die Wohnsiedlungen; es kamen die Reihenhäuser und Wohnblocks, die Fabrikbauten und Einkaufszentren; das kleine Privatgeschäft wurde vom Grossunternehmen verdrängt oder löste sich selber in ein solches auf. Wer vermöchte die Entwicklung aufzuhalten? Wo gibt es noch Platz für neuen Wohnraum in unserer Stadt, und wer könnte sich – wenn überhaupt – bei uns noch einen Hausplatz leisten? Im neuen kantonalen Leitbild soll Olten noch mehr Industrie- und Wirtschaftszentrum werden. Wer wird die Wohn- und Verkehrsprobleme lösen? Wer wird für unsere Wohn- und Lebensqualität einstehen? Bereits mit dem Einzug der Eisenbahn waren die Zeiten des verschlafenen Landstädtchens Olten vorbei; nun soll es rasant weitergehen – bis wohin? Die Schwelle zu Grossstadtverhältnissen ist bei uns längst überschritten, ohne dass wir es bewusst mitbekommen hätten. Nur dann und wann horchen wir auf: wenn wir uns nachts nicht mehr allein in die Bahnhofunterführung getrauen, wenn sich alte Leute – mit Recht – bedroht fühlen, wenn sie abends ausgehen, wenn unsere Frauen Kurse in Selbstverteidigung zu nehmen beginnen, wenn wieder ein junger Mensch den Drogentod gestorben ist...

Doch wer wünschte die alten Zeiten wirklich zurück – die Armut und Not, die sozialen Missstände mit all ihren Ungerechtigkeiten, die kulturelle und bildungsmässige Rückständigkeit? Wer möchte nicht an unserem Wohlstand, an unserer sozialen Sicherheit und auch an unseren kulturellen Institutionen festhalten? Und wer ist wirklich gewillt, auf die ihm angenehmen Errungenschaften des technischen Fortschritts tatsächlich zu verzichten – auf das Auto, auf Elektrizität und Ölheizung, auf die Vorteile von Import und Handel? Bleibt uns am Ende nichts anderes übrig, als uns immer weiter anzupassen an alle neuen Gegebenheiten, die wiederum Vor- und Nachteile für uns bringen? Wird die Hektik weitergehen, werden wir an Geld und Geist immer reicher und in der Lebenssubstanz immer gefährdeter, wie es bereits den zahllosen Einwohnern grosser Wohnkonglomerationen vor uns geschah? Wie viele von uns sind nicht bereits dahin gezogen, weil sie beruflich keine andere Wahl hatten oder die materiellen Vorteile halt doch überwogen? Wollen wir für uns denn ein kleines Reservat anlegen, in dem wir – als Ausnahme – überleben wollen – wie damals Noah in seiner Arche? Oder sind unsere Ängste übertrieben, gibt es vernünftige Lösungen, Auswege? Oder fühlen wir uns bereits so privilegiert, dass wir die Vorteile des modernen Lebens nur für uns wünschen und alle Nachteile den andern überlassen?

Eines ist sicher: wir stehen – wie alle unsere Zeitgenossen – in einem grossen Dilemma. Wir haben vielleicht das Glück, dass wir doch noch etwas mehr Mitbestimmung haben als andere. Wir müssten die noch bestehenden Chancen sehen und nützen: uns ändern, umdenken lernen und begreifen, dass man – dann und wann – auf Überfluss und Annehmlichkeiten verzichten muss, im Sinne eines gesunden Menschenverstandes. Dies – und das wäre meine Hoffnung – sollte auf allerbreitester Basis geschehen, und nicht nur als – leider nutzlose – Alibiübung einiger weniger. Letztlich geht es ja nicht nur um uns, sondern vor allem auch um die Übernahme der Verantwortung für die nachkommenden Generationen.

Für 1987 wünsche ich allen Lesern diese Zuversicht, die allein im Verantwortungsbewusstsein für sich und für uns alle besteht.

Peter André Bloch